

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 43.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

1882.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verschlungene Lebenswege.

Roman von Franz Carion.

(16. Fortsetzung.)

Nichts veränderte sich in der Haushaltung, als daß sie bei Tische statt des gewöhnlich getrunkenen Rotweins ihrem Manne eine Flasche Rheinwein aufsetzen ließ. Ueberrascht von diesem ganz unerwarteten Wechsel seines Tischtrunkes blickte er seine Frau an.

„Sehen Sie nur, meine gute Stanhope, wie er mich anstiert!“ sagte Mistreß Lucie lachend. „Er kann nicht begreifen, warum heute aus dem Bordeaux ein Rheinwein geworden ist, und doch löst sich dieses Rätsel so leicht! Doktor Crodford, den ich heute traf, und welcher sich sehr angelegentlich nach deinem Befinden erkundigte, empfahl mir diesen Rheinwein als ganz besonders dir zuträglich. Die gute Stanhope und ich sollen dagegen beim Bordeaux bleiben.“

Becco lachte, aber es schien so gezwungen, daß man hätte glauben sollen, er tue es, um sich nicht ungläubig zu zeigen.

Mistreß Stanhope hatte keine Ahnung von dem, was dieser so geringfügige Vorgang zu bedeuten habe, sie nahm ihn so einfach hin, wie jeden anderen zufälligen Scherz oder bedeutungslose Aeußerung; aber Becco erkannte sehr gut, was seine Frau damit bezwecke. Bisher hatten sie gemeinschaftlich Bordeaux getrunken und er den beiden Frauen, von denen sich jede mit einem Glase Wein begnügte, eingeschenkt. Zudem er von nun an Rheinwein genoß, war er dieses Mundschentamts entbunden; Lucie übernahm es, ihre Fremdin und sich selber zu bedienen, und ihr Mistrauen gegen ihn konnte sich nicht vorsichtiger äußern, als in dieser Weise.

Mistreß Stanhope verließ gewohnheitsmäßig das Zimmer, sobald man abgesspeist hatte, Lucie blieb in demselben zurück. Zwischen ihr und ihrem Manne waltete ein langes Schweigen, dann hob sie an: „Höre mir zu, Becco.“

Ein unverständliches „Hm“ war seine Antwort.

„Was ich tue, tue ich um meinethwillen, ich muß gesichert sein. Du wirst das vernünftig finden, denke ich.“

„Gewiß, nur war der Anfang etwas seltsam. Man vergißet niemand, mit dem man aus einer und derselben Flasche trinkt.“

Lucie schwieg eine Weile lang, dann sagte sie: „Das mag sein; aber die Vorsicht ist nie ein Fehler und ein Tag ist nicht

wie der andere. Was heute unnötig, vielleicht gar lächerlich war, kann morgen nötig und eine Verwahrung gegen Schlimmes sein.“

„Es ist möglich . . . nach Umständen,“ antwortete Becco.

„Du gibst es zu und um deswillen wird es dir als klug erscheinen, daß ich mein Testament in Doktor Josua Burleigh's Hände, des Rechtsanwalts von Westminster, niedergelegt habe. Wer kann wissen, wann seine letzte Stunde kommt! Niemand.“

Becco's Gesicht wurde totenbleich. Er war nicht in stande einen Laut hervorzubringen, seine rechte Hand hielt sich an der Tischdecke fest. Nach einer Weile sprach Mistreß Lucie weiter:

„Ich sehe dir es an, du hast nicht geglaubt, daß ich meine Sicherheit so verbrieft lassen werde, jedoch du wirst mir zugestehen, daß ich recht daran tat. Frage dich selbst, Becco, würdest du weniger vorsichtig handeln, wenn du wüßtest, daß ich eine Giftmischerin sei? Nein, dann verderbtest du mich. Was könnte es mir aber nützen, wenn ich dein Verderben wollte? Nichts. Ich rechne dir es zugute, daß dein Verbrechen an Marcella auch mir denselben Vorteil bringt, dessen Erreichung du damit beabsichtigtest. Sterbe ich eher wie du . . . ich meine eines natürlichen Todes . . . so findest du in meiner Briefmappe einen an den Rechtsanwalt Doktor Josua Burleigh von mir geschriebenen und mit seinem eigenen Petchschaft dreimal versiegelten Brief. Nach der an meiner Leiche geschehenen Sektion, die ich bereits als mein schriftliches Verlangen treuen Händen anvertraut habe, vollziehst du mit dem ärztlichen Bericht über den Leichenbefund in der Hand bei Doktor Burleigh meinen Auftrag und du erhältst mein Testament unbrochen zurück. Du siehst, wie ruhig du deiner Zukunft entgegen sehen kannst, Becco, du hast keinen Berrat zu befürchten. Ich verlange nichts von dir, als stillschweigende Scheidung zwischen uns . . . mein Verlangen ist nicht unbillig. Ueberlege das.“

Es wäre unmöglich gewesen, daß Master Becco sich gegen diese Erklärung zurückweisend hätte verhalten können. Die geringste Aeußerung dieser Art mußte Mistreß Lucie aufmerksam machen, welches Denken bei ihm angeregt sei. Sie hatte das Zimmer verlassen, ohne sich nach ihm umzublicken. Hätte sie dies getan, sie würde zu ihrem Erstaunen bemerkt haben, daß

es gewitterhaft auf seinen Zügen lag. Der Ausdruck eines wilden Zornes preßte seine Lippen krampfhaft aufeinander, was wohl als Zeichen gelten konnte, wie er bestrebt sei, jeden Laut, der von seinem Zustande der wildesten Aufregung Kunde geben konnte, gewaltsam zurückzudrängen. Zwar gelang ihm dies, auch nicht der leiseste Ton entschlüpfte seinem Munde, dafür aber rannen einzelne schwere Tropfen aus seinen Augenwinkeln . . . er war nicht in dem Grade Herr über sich, daß er die gewaltjam erpreßten Tränen der Wut hätte beherrschen können.

Einige Stunden später durchmaß er sein Zimmer in bald rascheren, bald langsameren Schritten, er besand sich noch genau in dem Zustande der Unfähigkeit, sich aus dem wüsten Sinnen zu erheben, von welchem er so vollständig umnachtet war, wie ein Trunkener, der des Guten zu viel getan; aber endlich schien die schwere Verdüsterung von ihm zu weichen, er blieb in seinem Auf- und Niederschreiten stehen, strich die heiße Stirne frei mit beiden Händen und der sein Gesicht verfinstrende gewitterhafte Ausdruck seines Zornes verlor sich allmählich. Eine sonderbare Verwandlung nahm sofort Besitz von ihm, ein Lachen zog über seine kurz vorher noch so gespannten Züge und er schmalzte vergnügt mit den Fingern, wie viele zu tun pflegen, wenn ihnen ein guter Einfall kommt, durch den sie sich einer großen Verlegenheit entziehen können.

„Welche Nartheit von mir, daß ich mich zu ihrem unterwürfigen Sklaven herabgedrückt glaubte!“ murrte er vor sich hin. „Sie ist in meiner Hand, ohne es zu wissen und sezirte der berühmteste Arzt ihre Leiche, er wird nichts finden, was auf eine Vergiftung deutet, auch nicht die geringste Spur . . . ich brauche keinen Verrat nach ihrem Tode zu fürchten. Das ist eine Erlösung für mich!“

Diese Ueberzeugung machte ihn sehr heiter.

3. Die Demütigung einer Königin.

Unter der londoner Bevölkerung machte sich mit jedem Monat des Jahres 1821 eine sich steigende Erregung bemerkbar. Zu Anfang des Juni schwoll der diese kolossale Hauptstadt besuchende Fremden-Zug fast ins Ungeheuerliche, niemand machte bessere Geschäfte als Hotelbesitzer und Gastwirthe aller Art, und die Speisehäuser waren zu allen Tageszeiten überfüllt von Leuten, die sich auf ihren guten, gesunden Appetit etwas einbilden konnten. In diesem Monate, der die erste Stufe herab von der Sonnenhöhe des Jahres bedeutet, pflegt in der Regel eher eine Auswanderung aller derjenigen Londoner stattzufinden, welche mit Zuverlässigkeit von der Dauerhaftigkeit des Bodens ihrer Börsen oder Geldkassetten überzeugt sind, als daß man zu Hause bleibt; dießmal aber hatte man eins der größten Feste in Aussicht, das ein so großes aus fremden Ländern seinen Reichtum schöpfendes Königreich mit dem höchsten Glanze begehen kann.

Der 19. Juli war zum Krönungstag des fashionablesten aller Könige, Georg der Vierte, bestimmt. Der reiche hohe Adel der drei vereinigten Königreiche fand sich selbstverständlich in London ein, und wessen finanzielle Zustände es gestatteten, unteuliess es nicht, die Hauptstadt zu besuchen, die sich dort entfaltende Pracht anzustarren. Im niederen Volke war man sehr neugierig, wie überhaupt diese große Festlichkeit sich verlaufen werde, da man erfahren hatte, die Königin wolle der Krönungsfeier ihres Gemahls beiwohnen, aber von Seiten der Partei Königs Georgs aus hatte es sich schon herumgesprochen, daß gegen dies Vorhaben der hohen Frau die strengste Maßregel getroffen sei, und dies war wirklich der Fall. Es war kein leeres Gerede gewesen, um die Königin von ihrem Entschlusse abzuschrecken.

Die Sonne des 19. Juli 1821 stieg so goldpurpurn am Morgenhimmel auf, daß man, ohne abergläubisch zu sein, die Ueberzeugung aussprechen konnte, es sei des Höchsten Wille, dies Krönungsfest mit allem Glanze heiligen zu wollen, und was indische Pracht und Herrlichkeit betraf, so hatte der König diese angeordnet, wie sie nur von einem Manne gleich ihm, der in diesen

Dingen der unübertroffene Meister war, erwartet werden konnte. Alles ging in bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit und Ordnung vor sich. Es war die prächtigste Feierlichkeit in ihrer Art, die man jemals in England und vielleicht in Europa gesehen hatte.

Langsam rollte eine Equipage an den Eingang in die Westminsterhalle. Man erkannte an dem stolzen, mit Federbüschen auf den Köpfen geschmückten Gespann, dessen Geschirr wie Gold im Sonnenlichte blitzte, und an dem reich galonirten Kutscher und den beiden gleiche Livree tragenden und sich durch ihre Stäbe auszeichnenden Lakaien, welche auf dem Tritt standen, der Königin Wagen und Diener und machte Platz. Bei jeder andern Gelegenheit würde man sie mit freudigem Zurufe begrüßt haben; aber heute bewegte sich kein Mund, nur stumme Verneigungen empfingen die hohe Frau, als sie begleitet von ihrem Kammerherrn Lord Hood nach der von Gardisten und königlichen Beamten besetzten Türe der Halle hinschritt.

Eine tiefe Stille lag über der Menge der Gasser. Manchen von ihnen war die Angst anzusehen, die sie um den Ausgang des Versuches der Königin, Zutritt zu der großen Feierlichkeit zu gewinnen, empfanden, besonders als man sah, welcher Widerstand sich der hohen Frau entgegenstellte. Die ganze Breite der weit offenstehenden großen Flügeltüre füllte sich auf den Wink eines Oberoffiziers mit der lebendigen Barricade von in zwei Gliedern sich aufstellenden Gardisten in ihren prunkenden Uniformen und mit wie Silber glänzenden Waffen. Hinter ihnen standen königliche Beamte im Galatostium und ihnen zu Seiten einige Oberbeamten. Bei diesem nichts Gutes weissagenden Anblick hielt die hohe Frau ihren Schritt auf Sekundendauer ein, ihr Gesicht erbleichte zur Leichenfarbe, sie konnte sich über das, was ihr bevorstand, nicht täuschen . . . sie ging der größten Demütigung entgegen, es war ein Golgataweg für sie. Man sah sie zittern, indes sie faßte sich schnell und ging die noch fehlenden wenigen Schritte vorwärts. Ein greiser Oberbeamter trat ihr mit tiefer Verbeugung entgegen.

„Madame, ich bin beauftragt, die Eintrittskarten in Empfang zu nehmen,“ sagte er.

„Von mir, der Königin?“

„Man hat mich dazu verpflichtet, ich muß dem mir gewordenen Befehle des Lord Steward (Oberhofmarschall), meines Herrn Chefs, Folge leisten.“

Die Königin verharrte sprachlos auf Dauer einiger Sekunden, dann ließ sie ihren Blick über die in tiefer Stille vor sich haltende Menge hinstreifen und man hörte sie sprechen: „Lord Kammerherr, geleiten Sie mich zum Wagen.“ Die linke Hand auf seinen Arm legend, schritt sie dem Wagen zu. Man bemerkte sehr gut, daß sie aufs tiefste erschüttert war. Ehe sie die Trittsufen hinaufstieg, schien sie, übermannt von der schwersten Kränkung, welche man einer englischen Königin nur anzutun vermochte, sogar zu wanken, der Lordkammerherr hob sie unter Assistenz der beiden Lakaien in die Equipage und schwang sich rasch ihr nach auf den vordern Sitz ihr gegenüber. Ein paar Sekunden später nahmen auch die Diener ihren gewöhnlichen Stand auf dem Trittbrette ein, ihre Stäbe mit den glänzenden Knöpfen hoch emporhaltend, damit jeder, sei er, wer er wolle, rechtzeitig ausweichen könne.

„Ach, unsre arme Königin! Kann man ihr Schlimmeres zufügen?“ ging es von Mund zu Munde unter den Frauen und manches garnicht leise gemurmelte „Goddam! Dieser wurmstichige König weiß sich für den verlorenen Schandprozeß an ihr zu rächen,“ hörte man unter den Männern äußern, aber so aufgebracht auch die Gemüther waren, so ging doch dieser Tag, welcher die pomphafteste Ceremonie des Königtums und die verantwortlichste Entehrung einer Königin sah, in Ruhe vorüber. Daß man den König nicht um einen Deut mehr liebte, weil er in Westminster im kostbaren Krönungsornat, den Reichsapfel in der Hand, wie ein Gott gefeiert worden war, das lag in seiner Unbeliebtheit beim londoner Volke und in seinem keineswegs beneidenswerten Leumund, den er sich schon in der Jugend erworben hatte. Für die Bevölkerung der Hauptstadt des drei-

einigen Königreiches konnte es selbstverständlich keine interessantere Unterhaltung geben, als alles das, was am Krönungstage so unverbüllt vor aller Augen geschehen war und zur schärfsten Kritik anregte. Die königliche Partei, die Hochtores, fühlte sich außerordentlich glücklich, ihren Herrn und Leitern in so großer Pracht gesehen zu haben und das im Schweisse seines Antlitzes arbeitende Volk betrachtete die Königin als ein Vorbild ihrer unterdrückten Partei. Sonst sah man sie täglich ausfahren, jetzt hätte man es als eine überraschende Erscheinung betrachten müssen, ihre Equipage im Hydepark oder auf dem Wege dahin zu sehen. Es wurde bald stadtkundig, daß sie krank, schwermütig sei, sie nahm nur selten Besuche an und zeigte sich meist in Nachdenken versunken, aus dem sie sich nicht gern ermuntern ließ. Lady Hamilton unterließ nichts, wodurch sie glaubte, ihre königliche Freundin aufrichten zu können; indes sie war nicht sehr glücklich mit diesen Versuchen. Die kleinen harmlosen Richten der Herzogin hatten ihre erheiternde Einwirkung auf das Gemüt der hohen Frau gänzlich verloren und ihre Tante hielt es daher für angezeigt, sie von der Königin entfernt zu halten.

Nur zuweilen wechselte dieser triste Zustand auf kurze Dauer mit dem Anflug weiblicher Neugier, und sie fragte unerwartet nach dem oder jenem, was zu beantworten der Herzogin oft sehr schwer wurde, weil die stark verdüsterte Einbildungskraft der Königin sich mit ihren Erinnerungen mischte, die wie Träume plötzlich Besitz von ihr nahmen.

Zu ihrer größten Ueberraschung hörte Lady Hamilton wenige Tage nach der Krönungsfeier des Königs ihre hohe Freundin, welche sich einem langen Sinnen überlassen hatte, plötzlich die Frage aussprechen: „Sie wollte ja ihre Heimat besuchen, wenn ich nicht irre . . . ist sie schon fort?“

„Wen meinst du?“

„Mistress Lucie, meine Landsmännin.“

„Ich weiß nicht, daß sie diesen Wunsch gehabt hat,“ antwortete die Herzogin. „Mir hat sie nichts davon gesagt. In ihrer jetzigen Stellung halte ich ihre Abwesenheit, wenn auch nur für eine sehr kurze Dauer, doch für unmöglich. Sie führt das Kassengeschäft, und das verlangt strenge Aufsicht.“

Die Königin ließ ein kurzes Schweigen folgen, dann entgegnete sie in gutem Tone: „Es wäre aber doch wohl denkbar, daß sie mein Anerbieten gern annähme.“

„Ah, du willst ihr ein Anerbieten machen?“ fragte Lady Hamilton mit Spannung.

„Meine gute Anna, ich bin jetzt so sehr vergesslich. Bedenke, was Schreckliches über mich hingegangen ist. Ist es ein Wunder? Vor einem großen Volke, vor ganz Europa entehrt, gedemütigt werden! Nur England hat sich des Vorzugs zu rühmen, Königinnen sogar dem Henker geopfert zu haben . . .“

„Du vergisst Frankreichs Marie Antoinette,“ wandte die Herzogin ein, die jedenfalls beabsichtigte, sie von diesem traurigen Kapitel abzuleiten.

„Marie Antoinette war ein Opfer der Volkswut, kein Opfer königlichen Blutdurstes,“ entgegnete die Königin und redete nach einer Pause weiter, als wäre sie nicht unterbrochen worden in der Anklage Englands: „Meines Gemahls Majestät und seine hochtoristischen Lords sind sehr milde gegen mich verfahren und warfen mich nur dem Spott in die Arme . . . es ist dies nur ein neumodischer Henkerstot. Jeder wird mir beistimmen, daß ich nicht einmal wünschen kann, hier in der königlichen Gruft vereinst zu ruhen. Bin ich solcher großen Ehre wert? ich eine beschimpfte ausgestoßene Königin! Nein, nein, und deshalb will ich fort von hier . . . nach Braunschweig.“

Es war recht unheimlich geworden im Hause der Königin. Die sonst so energische Frau versiel einer Schweigsamkeit, die ihre Umgebung ängstigte, weil auch der geringste ihrer Diener gewöhnt war, von ihr freundlich behandelt zu werden. Ihre frühere Hinneigung zu Zorn und heftigem Wesen zeigte sich in eine ihr ganz fremdartige Stille übergegangen. Nur ihr Adoptivsohn, William Austin, das Kind einer armen Schiffersfrau zu Detford, erfuhr eine Ausnahme. Sie empfing ihn stets freundlich und unter-

hielt sich gern mit dem neunzehnjährigen Jüngling, obwohl dies Glückskind, welches sie wie ein eigenes liebte, weder in seinem Äußeren noch in seiner Umgangsweise etwas Angenehmes noch Einschmeichelndes besaß und stets die lebendige Ursache schwerer Berunglimpfung für sie gewesen war, indem es genug Leute aus der Klasse der Hochgeborenen gab, die William Austin als einen Sproßling geheimer Sünde der Prinzessin von Wales . . . damals schrieb man das Jahr 1802 . . . bezeichneten. Nur eine Dame gab es, die von allem, was im Hause der Prinzessin vorging und dieselbe persönlich betraf, auf's genaueste unterrichtet und zugleich deren unverhohlene Feindin war . . . Lady Esther Stanhope, die vertraute Nichte des berühmten Staatsmannes Pitt, welcher als Beschützer der Prinzessin die allgemeine Hochachtung besaß. Sie sprach es offen aus, daß William Austin, welcher der wirkliche Sohn der armen detfordter Schiffersfrau sei, nur um deswillen adoptirt worden, um den Prinzen von Wales zu ärgern. Bei solchem gegenseitigen Haß des hochgeborenen Ehepaars, den es bei jeder Gelegenheit an den Tag legte, ist dieser Adoptionsgrund kein unwahrscheinlicher.

Die Herzogin Hamilton hätte gewiß nie geglaubt, daß mit der tiefen Ehrentränkung ihrer königlichen Freundin wegen des verweigerten Eintritts in die Westminsterhalle noch eine Erinnerung aus lange verklungenen Jahren zusammenhänge, unter deren Wucht sie sich geistig gedrückt fühlte. Dies erfuhr sie erst aus dem Munde der Mistress Lucie, welche in Folge ihrer Aufzucht bei der Königin eingefunden und nach dieser Audienz der Lady Hamilton mitteilte, was der eigentliche Zweck der Besprechung der hohen Frau mit ihr gewesen sei.

Es klang sehr abenteuerlich, als Mistress Lucie ihr erzählte, daß die Königin ihr einen Vorgang aus der Zeit ihres Brautstandes mit dem Prinzen von Wales mitgeteilt hatte. Der Ruf von dem wüsten, ausschweifenden Lebenswandel dieses Prinzen war an ihrem väterlichen Hofe zu Braunschweig ruckbar geworden und hatte ihr unsägliche Angst eingeflößt. Eine im Dienste bei ihrer Mutter, der Frau Herzogin, ergrante Kammerfrau habe teilnehmend ihr versprochen, sie zur Abendzeit zu einem weisen Mann zu führen, welcher künftige Dinge weissagen könne. Und das sei auch geschehen. Er habe ihr gesagt: Sie werde nie eine Königin werden. In der friedlosen unglücklichen Ehe mit dem Prinzen sei dieser Spruch des Wahrsagers ein Trost für sie gewesen, denn sie hätte gehofft, ihr Gemahl werde bald das Zeitliche segnen. Nun wisse sie freilich, daß dessen Sinn nur sie angegangen, die geheimen Mächte hätten ihrer gespottet, ihr Name sei aus der Liste der Königinnen gestrichen. Sie müsse aus England fort, weder im Leben noch im Tode dürfe hier ihres Bleibens sein.

Nach kurzer Pause schloß Mistress Lucie mit dem Zusätze, daß die hohe Frau von dieser Erinnerung so sehr erregt gewesen, daß sie erschöpft in die Sophasen zurückgesunken und kaum verständlich geäußert habe, sie allein zu lassen, sie bedürfe der Ruhe.

Die Herzogin ließ eine Weile verstreichen, dann sprach sie: „Mistress Jecco, ich halte mich von ihnen überzeugt, daß Sie von dem Schweigen werden, was die Königin Ihnen erzählt hat. Die ihr feindliche Partei würde darin Anlaß finden, Spott und Hohn über die Ärmste zu bringen, und das hieße nichts anderes, als sie töten. Ich befürchte ohnehin, daß sie schon zu hart von der Bosheit ihrer Feinde getroffen ist, um sich je wieder von diesem Schlage erholen zu können. Die Ursache, weshalb ich sie aufforderte, sich zu ihr zu begeben, bestand keineswegs darin, daß Sie mit der abenteuerlichen Geschichte aus der Zeit ihres Brautstandes mit dem damaligen Prinzen von Wales bekannt werden sollten . . . ich kenne dieselbe schon von einer Reihe von Jahren her . . . sondern, weil sie Ihnen das Anerbieten machen wollte, sie auf einer Reise nach Braunschweig zu begleiten.“

„Davon hat sie kein Wort gegen mich geäußert,“ erklärte jene . . . „und ich bin auch sehr froh, daß sie es nicht getan. Ich hätte ihr nur eine ablehnende Antwort geben können. Wie wäre es möglich, unser großes Kassengeschäft fremden Leuten zu überlassen!“

„Ich ahnte diese Unmöglichkeit,“ stimmte die Herzogin bei; „aber ich fand es am geeignetsten, daß sie diese von Ihnen selbst erfahre. Es wäre immerhin eine Bestätigung der Unmöglichkeit gewesen, der sich nicht hätte widersprechen lassen.“

Eine kurze Unterhaltung folgte zwischen beiden Frauen; Lady Hamilton liebte es, über das geschäftliche Treiben, wie es bei solcher großartigen Unternehmung gleich der der tardini'schen Galerie bestand, einige Erklärungen zu hören, dann verabschiedete sich Frau Lucie Zecco von ihr.

Fast am Ende des langen Korridors war dieselbe eben im Begriff die etwas enge, gewundene Schneidentreppe hinabzusteigen, welche in den großen, weiträumigen Hof führte, wo die meisten Dienerwohnungen sich befanden, als sie zwei Personen heraufkommen hörte. Sie trat auf die oberste Stufe zurück, weil es eine Notwendigkeit war, daß einander Begegnende sich so bequem als möglich auf der gewundenen, engen Treppe auswichen. Miß Lucie fühlte sich beim Erblicken der Heraufkommenden schreckhaft überrascht, denn sie erkannte in ihnen den früheren Freund ihres Mannes, den Drogist und Parfümhändler Sennor Martinez, und in seiner Begleiterin, Betty, eine der Hofen der Königin, welche, wenn sie Dienst hatte, in einem nahe dem Zimmer ihrer königlichen Herrin gelegenen Gemach auf ein von dieser ihr gegebenes Klingelzeichen bei derselben erscheinen mußte. Sennor Martinez küßte schweigend seinen Hut und führte Betty am Arme an der Mißtreß vorüber. „Was hat dieser Mensch hier zu tun?“ fragte sie sich im Hinabsteigen.

Im Hofe stand der Steward der königlichen Haushaltung. Sie ging auf ihn zu und fragte nach kurzer Begrüßung: „Master Steward, kannten sie den Herren, der mit Betty . . .“

„Den? Ja. Martinez heißt er und ist Drogist . . . warum sollte ich ihn nicht kennen!“ antwortete der alte würdige Diener. „Ich halte es für die Pflicht eines jeden rechtschaffenen Stewards, daß er die Leute, die in seiner Herrschaft Haus ein- und ausgehen, nach Kräften kennen zu lernen sucht. Was den in Rede stehenden Herrn anlangt, weiß ich nur eins gewiß, daß er zu der braunhäutigen Menschenorte gehört, wie sie in Spanien wächst und jedenfalls dieselben schönen Eigenschaften besitzt, wie ihr landesüblicher Pfeffer, der einem Ehrlichen Zunge und Kehle verbrennen kann. Miß Betty hat ihn unsrer gnädigsten Frau angelegentlichst empfohlen, wie ich vom Kammerdiener gehört habe. Je nun, die Miß ist in ihn verliebt und hat vor kurzem

erst eine bedeutende Summe von ihrer verstorbenen Schwester geerbt, und dieser Spanier weiß, wie ein guter Fang zu machen ist.“

Der würdige Steward würde jedenfalls weiter gesprochen haben, wenn nicht sein Name gerufen worden wäre. Es war der Herr Stallmeister, der von Seite der Stallungen her in den Hof getreten und seiner ansichtig wurde. „Mißtreß,“ sagte der Steward lachend . . . „Sie sehen, daß auf Schluß der Debatte angetragen ist, das Parlament vertagt sich pflichtschuldigst. Auf Wiedersehen!“

Mißtreß Lucie verließ den Hof und bestieg ihre Droschke. Die Begegnung mit Sennor Martinez hatte sie tief verstimmt. Seine Besuche, welche er früher bei Zecco gemacht, hatte er unterlassen . . . warum? Sie konnte sich diese Frage nicht beantworten, und gerade das war es, was ihr diesen Mann, den sie vom ersten Augenblick an, daß sie ihn hatte kennen lernen, nicht leiden konnte, ihr noch mehr zuwidermachte, da die Freundschaft zwischen ihm und Zecco fortbestand. Um ihren Mann von ihm abwendig zu machen, wußte sie kein Mittel aufzufinden, es hätte doch wenigstens eines Grundes dafür bedurft. Ein Gedanke oder vielmehr ein Verdacht hatte sich ihrer freilich bemächtigt, aber sie erschrak vor demselben zu sehr, um ihn für möglich zu halten. War Martinez vielleicht der Vermittler des Giftes, an dem Marcella gestorben? Jeder Beweis fehlte, und sie fühlte die Notwendigkeit, auch die geringste Äußerung darüber streng bei sich zu behalten. Jetzt auf der Fahrt nach Hause mischten sich ihre Gedanken bunt durcheinander. Sie entsann sich plötzlich, daß sie früher, als Martinez ihr noch ein ganz Fremder war, von ihm selber gehört hatte, daß ihm die Lieferungen von Odeurs und Parfüms für den Haushalt des nunmehrigen Königs Georg den Vierten durch Vermittelung des Masters Tiftbewood übertragen worden seien, und Martinez, welchen Zecco gelegentlich als eine geldhungrige Kaufmannsseele bezeichnet hatte, schien also im Dienste der der Königin feindlichen Partei zu sein, und doch hatte er jetzt Zutritt im Hause der hohen Frau gefunden . . . wie ließ sich das zusammenreimen? Wie sie auch darüber nachdachte, war es ihr doch unmöglich, darüber ins Klare zu kommen. Die Liebshaft des Spaniers mit Betty maskierte ein dunkles Geheimnis, wie Lucie fast mit Gewißheit behauptete, daß ein solches hier zu Grunde lag. Mit diesem häßlichen Denken beschäftigt, kam sie am Eingang der Galerie an, wo der dienstfertige Portier sie aus der Droschke hob.

(Fortsetzung folgt.)

Die pariser Salons und die Encyclopädisten.

Von C. Fehleisen.

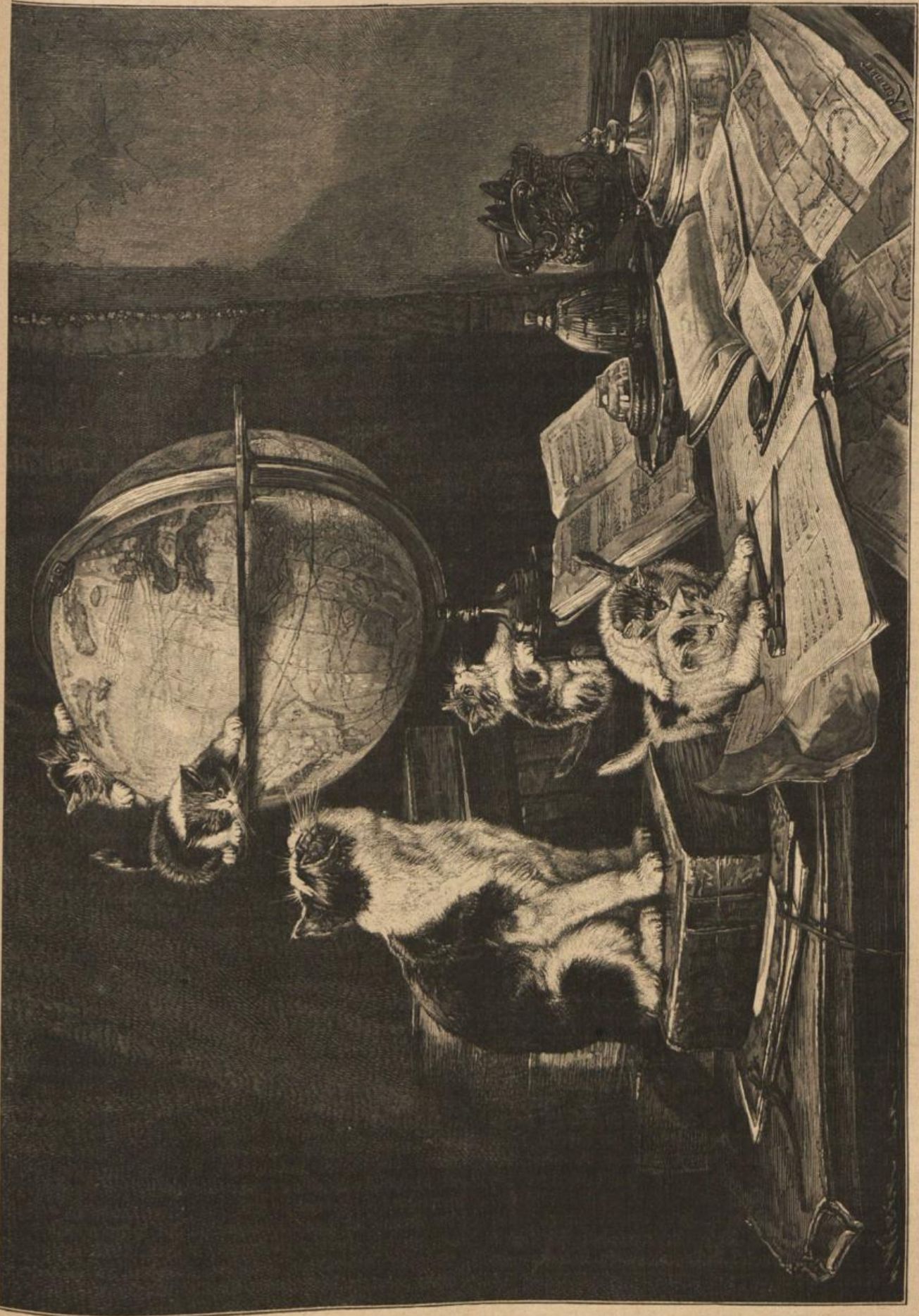
(3. Fortsetzung.)

Diderot, der Mann voll Geist und Feuer, der als das Haupt und als der Heerführer der Materialisten gilt, diese edle Natur, welche alle Tugenden und Fehler des Idealisten in sich hegte, vor allen Dingen den Eifer für das Wohl des Menschen, aufopfernde Freundschaft und einen unerschütterlichen Glauben an das Gute, Schöne und Wahre und an die Bervollkommnung der Welt, wurde am 5. Oktober 1713 geboren. Wir versagen uns für jetzt, näher auf sein Leben und Wirken einzugehen, indem wir uns vorbehalten, sein Andenken in einer eigenen, zur Feier seines 100 jährigen Todestages am 30. Juli 1884 ihm gewidmeten Abhandlung zu ehren. Dasselbe gilt von seinem, besonders auch als Mathematiker berühmten, liebenswürdigen Freunde und Arbeitsgenossen, d'Alambert, welcher am 16. November 1717 geboren wurde und am 29. Oktober 1783 starb.

Etienne Bonnot de Condillac wurde 1715 zu Grenoble aus adeliger Familie geboren und zum Geistlichen bestimmt. Seit 1746 trat er als philosophischer Schriftsteller auf, zuerst mit einer „Untersuchung über den Ursprung der menschlichen Kenntnisse“, dem die „Abhandlung über die Sinnesempfindungen“, sein Hauptwerk, und viele andere Schriften folgten, bis er am 3. August 1780 starb. Sein Studium galt nament-

lich der Philosophie Locke's, welche er dahin modifizirte, daß es nicht, wie dieser meinte, zwei Quellen der Erkenntnis, Sinnesempfindung und Reflexion, sondern nur eine einzige, die Sinnesempfindung gebe; denn die Reflexion sei bloß ein Kanal, durch welchen die Ideen aus den Sinnen in den Geist geleitet werden. Sämtliche Geistesstätigkeiten leitet er aus der sinnlichen Wahrnehmung ab, durch äußere Eindrücke auf die Sinne werden nach und nach alle Ideen hervorgerufen, so daß der Geist am Ende nichts weiter ist, als das Resultat der Sinnesstätigkeit.

Der forschende Geist begnügt sich jedoch nicht mit der einfachen Einsicht, daß das Erkennen und Handeln aus den Sinnen stamme; er fragt nach dem Ursprung und der Beschaffenheit der Sinne selbst, und damit geht die Seelenlehre über die Körperlehre, die Psychologie und die Physiologie, und auf Condillac folgte Cabanis, wie in unsern Tagen auf Feuerbach — Bogt und Molechott folgten. Cabanis wurde im Jahre 1757 geboren, widmete sich in der Jugend schöngeistigen Beschäftigungen, wandte sich aber später der Heilkunde und den Naturwissenschaften zu. Die berüchtigten und heute noch verpönten Schlagworte unsrer modernen Materialisten stammen alle von ihm; durch seine am lebenden Menschen angestellten Beobachtungen



Reise um die Welt. (Seite 548.)

gelangte er zu der Ueberzeugung, daß Körper und Geist eines und dasselbe sind, daß, wie das gesammte Leben nichts ist als eine unablässige Folge von Bewegungen, welche von den verschiedenen einzelnen Organen ausgehen, so insbesondere die Verschiedenheiten und Zustände der Seele und des Geistes nichts als Bewegungen und Empfindungen der Nerven und des Gehirns sind. „Das Gehirn ist zum Denken bestimmt, wie der Magen zur Verdauung, die Leber zur Abscheidung der Galle aus dem Blute. Die Eindrücke, in das Gehirn tretend, setzen es in Tätigkeit, wie die Nahrungsmittel, in den Magen tretend, den Magen in Tätigkeit setzen.“

Die Seele ist eine Fähigkeit, nicht ein Wesen. Und wie der Mensch, so sein Gott. „Alle Erscheinungen des Universums waren, sind und werden immer sein die Folgen der Eigenschaften der Materie oder der Naturgesetze.“ Cabanis nahm auch regen Anteil an allen Bewegungen und Wechselfällen der Revolution und starb am 5. Mai 1808.

Unter seinen vielen Schülern und Nachseherern erlangte die meiste Bedeutung Claude, Graf Destutt de Tracy, welcher sich ebenfalls lebhaft an der Revolution beteiligte und noch als 76 jähriger fast erblindeter Greis, einen langen Stoß in der Hand, die Barrikaden der Julirevolution bestieg.

Der mehr berühmte als wirklich bedeutende Verfasser des Buches: „Ueber den Geist“, Claude Adrien Helvetius, war im Jahre 1715 zu Paris geboren. Mit 23 Jahren erhielt er schon die Stelle eines Generalpächters, welche ihm ein jährliches Einkommen von 50—60 000 Livres sicherte. Ein brennender Ehrgeiz verzehrte sein Inneres, und als im Jahre 1748 Montesquieu's „Geist der Gesetze“ erschien, bemächtigte sich sofort der große Plan seiner Seele, ein Werk zu schaffen, das ihn dereinst ebenbürtig neben Montesquieu stellen sollte. Selbst an Ideen arm, suchte er dieselben bei andern; er legte seine öffentliche Stellung nieder und schloß sich eng an Diderot und den Kreis der Encyclopädisten an; es wird erzählt, wie er bald diesen bald jenen vereinzelt in eine Fensternische zog, Ideen von ihm zu erbeuten und nach fast 10 jähriger Anstrengung erschien 1758 sein Buch, das ihn schnell zum berühmten Mann machen sollte.

Von Condillac's Erkenntnislehre ausgehend folgert er, „weil alles aus der Empfindung flamme, könne nur die Selbstliebe und der persönliche Vorteil der Beweggrund der menschlichen Urteile und Handlungen, unser Ziel also nur die Lust und die Vermeidung der Unlust sein.“ „Alle Menschen sind gleich geboren; alle haben dieselben Bedürfnisse und hinlänglich geschickte Sinne, um in den Gegenständen dieselben Beziehungen zu entdecken; nur die Leidenschaft befruchtet den Geist, Leidenschaftslosigkeit verdimmt.“ Nach ihm ist die Erziehung wirksamer als die ursprüngliche Naturanlage; aber freilich gehört zur rechten Erziehung auch der rechte Staat. Der Despotismus fürchtet die gewekten Geister, deshalb kommt alles auf die Besserung des Staates an.

Das Buch wurde mit ungewöhnlicher Strenge verfolgt; namentlich war die Geistlichkeit durch die harten Angriffe gegen die herrschende Erziehung gereizt; der Erzbischof von Paris klagte Helvetius an wegen Leugnung der Seele, der Willensfreiheit und des Sittengesetzes, sowie auf Unterwühlung des Friedens in Staat und Kirche. Der Staatsanwalt bezeichnete das Buch als einen Inbegriff der gefährlichsten Lehren, welche jemals die Encyclopädie vorgetragen habe. Im Februar 1759 wurde das Buch auf Parlamentsbefehl öffentlich verbrannt, der Verfasser, welcher noch das Amt eines Haushofmeisters der Königin bekleidete, und ebenso der Censor, weil er die Genehmigung zum Druck erteilt hatte, ihrer Ämter entsetzt. Aber gerade dadurch gewann das Buch eine ungeahnte Wichtigkeit. In kürzester Zeit erfolgten 50 Auflagen; ebenso Uebersetzungen in alle gebildeten Sprachen.

Helvetius starb im Jahre 1771; obgleich eitel, war er doch edel und wohlthätig; seinen Freunden der liebevollste Freund, den Armen der aufopferndste Retter.

Weniger bedeutend sind: der Marquis von St. Lambert,

auch einer von jenen Adeligen, welche energisch und rücksichtslos an dem Ruin ihrer eigenen Kaste arbeiteten, und François de Chasseboeuf, genannt Volney, welcher u. a. unter dem Namen „Ruinen“ eine in glänzendem poetischen Stile gehaltene Glorifikation der Aufklärung und der Revolution, in welcher er den Versuch, die Vernunft Herrschaft zu verwirklichen, schiebt, schrieb. Ferner Raigeon, der sich namentlich durch Sammlung und Herausgabe der Werke Diderot's ein bleibendes Verdienst erworb und ein begeisterter Ateist war.

Sein Geistesbruder Sylvain Maréchal verteidigte den Ateismus gegen den Vorwurf, er wirke demoralisierend.

Beide „Fanatiker des Ateismus“ wie Dameron in seinen „Memoiren“ sie nennt, waren trotz ihrer „Manie“ edle und rechtschaffene Menschen, mildtätig und tolerant gegen Andersdenkende, freimütig und lebenswürdig im Umgang und von einer Einfachheit der Sitten, welche man bei der Mehrzahl ihrer gläubigen Widersacher vergeblich sucht.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der Geist der vernichtenden Kritik, welche alles Bestehende angriff und über den Haufen zu werfen drohte, auch Männer hervorbrachte, welche das emporschwebende Gefühl der Gleichheit nicht bloß staatsrechtlich, sondern auch wissenschaftlich durchführen wollten; welche in einer demokratischen Verfassung, die den bestehenden Staat nur umbildete nicht aufhob, nicht das letzte Ziel und die höchste Vollendung menschlicher Gesellschaftsformen sahen. Am schärfsten und umfanglichsten spricht diese Ansichten ein Buch aus, welches im Jahre 1775 unter dem Titel „Gesetzbuch der Natur“ erschien und welches lange Zeit für ein Werk Diderot's gehalten wurde, als dessen wahren Verfasser aber man später den Abbé Morelly erkannte.

Der Grundgedanke ist, daß der Mensch von Natur gut und nur durch verkehrte Lehren und Einrichtungen verdorben sei; Besserung und vollkommene Glückseligkeit sei aber nur erreichbar durch Beseitigung der auf den Egoismus gegründeten Sittenlehren und sozialökonomischen Einrichtungen.

Dieselbe Anschauungsweise vertrat Mably, ein älterer Bruder Condillac's. — Mehr im Anschluß an das Bestehende, aber doch von demselben Streben und Denken nach allgemeiner Volkswohlthat befeelt, schrieben Turgot, der Abbé Galiani und der Abbé Raynal.

Raynal war es auch, welcher es zuerst unternahm, die verschiedenen Erscheinungen der französischen Literatur seiner Zeit in fortlaufenden Mitteilungen zu besprechen und zu kritisieren. Er tat dies von 1747—1754. Von 1754 an stand aber an der Spitze des Unternehmens ein Deutscher, Friedrich Melchior Grimm, geboren 1723 in Regensburg und seit 1748 in Paris, wo er in enger Freundschaft mit Diderot, d'Allembert, Holbach u. lebte. Diese „Correspondance litteraire“ erschien alle 14 Tage und wurde an die Abonnenten versandt, zu welchen unter anderen Friedrich II., Catharina II., die Könige von Polen und Schweden, viele andere Fürsten und die bedeutendsten Persönlichkeiten Europas gehörten, und besprach alle Werke, worunter auch die wichtigsten Schriften Voltaire's und Diderot's, welche damals aus polizeilichen Gründen nur handschriftlich umliefen, in der freiesten Weise. Die Mannigfaltigkeit und Wichtigkeit der Gegenstände, die Beweglichkeit und Frische der Besprechung, das regelmäßige periodische Erscheinen hielten selbst bei Männern wie Goethe Neugierde und Aufmerksamkeit von Sendung zu Sendung rege; und so erstreckte sich das Unternehmen bis in das Jahr 1790, d. h. bis zur Zeit, da die alte französische Gesellschaft unter der Wucht der Ereignisse zusammenbrach. Gedruckt wurde diese Korrespondenz, diese für jeden Freund der franz. Literatur des 18. Jahrhunderts so interessante und ergiebige Fundgrube, im Jahr 1812 und erschien seitdem in wiederholten Ausgaben, neuestens im Jahr 1877. Grimm war ein schwankender Charakter und diente verschiedenen Höfen als geheimer Agent, welche Stellung er seinen Freunden verheimlichte, eine zeitlang war er Geschäftsträger der Stadt Frankfurt am franz. Hofe, dann bevollmächtigter Minister des Herzogs von Gotha. Der Hof von Wien ernannte ihn zum

Baron, der von Petersburg zum Staatsrath. Einsam und verlassen starb er 1807 zu Gotha, 84 Jahre alt.

Das klare Resultat aller jener geistreichen gährenden Zeitgedanken wurde endlich zusammengefaßt in dem „System der Natur“ von Holbach. Man hat dieses Buch auch schon als den Kodex oder die Bibel des gesammten Materialismus bezeichnet. Durch seine Kühnheit und Rücksichtslosigkeit setzte es die ganze Welt in Staunen und Schrecken, denn der schneidende Luftzug der Revolution weht durch das ganze Werk.

Schon in der Vorrede zeigt sich, daß das Streben, für die Glückseligkeit der Menschheit zu wirken, der wahre Ausgangspunkt des Verfassers ist. „Der Mensch ist unglücklich, bloß weil er die Natur mißkennt. Sein Geist ist so von Vorurteilen angesteckt, daß man glauben sollte, er sei für immer zum Irrtum verdammt; die Fesseln des Wahns, mit denen man von der Kindheit an ihn umschlingt, sind so mit ihm verwachsen, daß man sie nur mit der größten Mühe ihm wieder nehmen kann. Zu seinem Unglück strebt er sich über die sichtbare Welt zu erheben, und stets belehren ihn schmerzliche Erfahrungen

über die Wichtigkeit seines Bestimmens. Der Mensch verachtete das Stu-

dium der Natur, um Phantomen nachzujagen, die gleich Irrlichtern ihn blendeten und ihn ablenkten von dem einfachen Pfade der Wahrheit, ohne den er nicht zum Glück gelangen kann. Es ist daher Zeit, in der Natur die Heilmittel gegen die Nebel zu suchen, in welche die Schwärmerei uns gestürzt hat. — Es gibt nur eine Wahrheit und sie kann niemals Schaden, daher ist es Pflicht, sie dem menschlichen Geschlechte zu enthüllen und es von dem schmachvollen Kultus abzuziehen, womit es dem Irrtum fröhnt, der nur zu oft unter der Maske der Wahrheit die Huldigungen der Menschheit sich aneignet. Verderben wir die Nebel der Vorurteile zu verschleichen und dem Menschen Mut und Achtung vor seiner Vernunft einzuflößen. Der Mensch wage, sich selbst zu lieben, er arbeite an seinem eigenen Glück durch Beförderung des Glücks anderer, kurz er sei vernünftig und tugendhaft, um hier auf dieser Erde glücklich zu sein, ohne sich mit gefährlichen oder unnützen Träumen zu beschäftigen. Kann er auf letztere nicht verzichten, so möge er wenigstens andern gestatten, sich ihre Ansichten auf ihre

Weise zu bilden und sich endlich überzeugen, daß es für die Bewohner dieser Erde hauptsächlich darauf ankommt, gerecht, wohlthätig, friedsam zu sein, und daß nichts gleichgiltiger ist, als ihre Ansichten über Dinge, welche der Vernunft unzugänglich sind.“

Die Natur ist das große Ganze, dessen Teil der Mensch ist und unter dessen Einflüssen er steht. Nichts ist vorhanden als die ewige, durch sich selbst seiende Materie und deren Bewegung. Alles stammt aus dieser und kehrt in diese zurück.

Wesen, die man jenseits der Natur setzt, sind jederzeit Geschöpfe der Einbildungskraft, es gibt nichts und kann nichts geben jenseits des Kreises, der alle Wesen einschließt.

Aus Mangel an Kenntniß der Natur hat der Mensch sich Göttheiten gebildet, die alleiniger Gegenstand seiner Hoffnungen und Befürchtungen wurden, ohne zu bedenken, daß die Natur weder Haß noch Liebe kennt und fort und fort, bald Wohl bald Wehe bereitend, nach unwandelbaren Gesetzen wirkt. Die Natur zeigt uns eine unendliche und ununterbrochene Kette von Ursachen und Wirkungen. Alles ist in unausgesetzter Veränderung; kein Ding ist in Ruhe, obgleich es mit der stärkeren Bewegtheit anderer



Gotthold Ephraim Lessing.

Dinge verglichen in Ruhe zu sein scheint. Daher die ewige Verwandlung der Natur, der stete Stoffwechsel, der Kreislauf aller Theilchen. Die Theilchen trennen sich, um neue Körper zu bilden; der eine Körper nährt den andern; die entlassenen Grundstoffe kehren sodann wieder in die allgemeine Masse zurück, die Summe der Materie bleibt immer dieselbe. Alle Bewegungen eines Körpers sind notwendig, denn die Ursachen derselben liegen in seinem Wesen und Dasein; jedes Wesen kann nach seinen ihm innewohnenden Eigenschaften nur so handeln wie es handelt. Die Wahrnehmung der notwendigen und regelmäßigen Bewegungen in der Natur erzeugte den Begriff der Weltordnung; was dieser Ordnung zuwiderläuft, wird als Unordnung bezeichnet. In Wahrheit aber kann weder Ordnung noch Unordnung, weder Regelmäßigkeit noch Unregelmäßigkeit in der Natur sein, da ja alles mit Notwendigkeit und nach ewigen Gesetzen geschieht. Der Tod z. B. erscheint uns als die größte aller Unordnungen, und doch ist er nur eine Veränderung unserer Bestandteile, ein Uebergang in eine andere Da-

seinsform. Wunder, d. h. Wirkungen, welche den unabänderlichen Gesetzen der Natur widersprechen, sind unmöglich; was als Wunder auftritt, ist entweder Erdichtung und Betrug, oder eine Erscheinung, welche wir, weil uns ihre wahre Ursache unbekannt ist, auf erträumte Ursachen zurückführen. Ebenso ist es nur eine unsern menschlichen Fähigkeiten und Eigenschaften angepaßte, ganz willkürliche Vorstellung, wenn wir von einer die Ordnung der Natur leitenden bewußten Vernunft sprechen. Weil der Mensch sich selbst außer Stande fühlt, jene gewaltigen Wirkungen der Natur hervorzubringen, sucht er sich dieselben da-

durch zu erklären, daß er ein Wesen, ihm selbst gleich, nur größer und mächtiger, zum Urheber und Erhalter der Welt erhebt. Müßte aber ein solches bewußtes, denkendes und handelndes Wesen nicht sinnliche Organe haben? Denn ohne sinnliche Organe keine Ideen und Handlungen. Damit fällt die Annahme eines außernatürlichen Wesens. Diese Annahme ist aber auch durchaus nicht erforderlich! Die Materie selbst auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung angelangt, nimmt Handlung, Bewußtsein und Leben an.

(Fortsetzung folgt.)

Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(Schluß.)

Weder die telegraphischen Depeschen noch die Briefe brachten sonderlich neues oder gutes.

Der Techniker Faber telegraphirte, daß alle seine Bemühungen wahrscheinlich scheitern würden. „Politische Beeinflussung im Spiel,“ fügte er zur Motivierung hinzu. Er bestätigte damit nur, was der Rechtsanwalt Born vorausgesetzt hatte. Auf Franz Stein machte diese Nachricht keinen Eindruck mehr.

Die übrigen Schreiben taten das eben so wenig, obgleich sie alle die feindselige Stimmung dokumentirten, welche in den Kreisen der Fabrikanten und Großhändler gegen das stein'sche Etablissement herrschte.

Stein warf sie nach wenigen Minuten flüchtigsten Durchblätterns verächtlich beiseite und begab sich, ein Bad zu nehmen, zur Erfrischung und Stärkung für die bevorstehende harte Tagesarbeit, in das obere Stockwerk seines weitläufigen Hauses.

Er gönnte sich nur wenige Zeit zu dieser Erholung; auch das mäßige Frühstück war rasch beendet. Dann setzte er sich sogleich an die Arbeit. Er hatte seine bisher in peinlichster Ordnung geführten Bücher abzuschließen und die Bilanz zu machen. Er gedachte in spätestens zwei Stunden mit dieser Arbeit fertig zu sein, um alsdann mit dem nächsten, dem Vormittagszuge, nach B. . . . zu eilen und seine Frieda aufzusuchen.

Er war noch nicht viel länger als eine Stunde tätig, — da ward ihm ein Besuch gemeldet — der Besuch des Rechtsanwalts Born.

Er hatte kaum gesagt, daß der Herr ihm angenehm sein würde, so trat der Rechtsanwalt auch bereits eifertig zur Türe herein.

„Besten Herr Stein,“ rief er; „ich komme, um ganz offen damit herauszulassen, nun das Eisen zu schmieden, solange es warm ist. Sind Sie heute noch derselben Ansicht, wie gestern, so kann Ihnen eine rasche Aenderung der Verhältnisse in dem gestern von Ihnen gekennzeichneten Sinne nur lieb sein. Und was mich betrifft, so habe ich ein Interesse daran, das Geschäft hier nicht erst ganz und gar in's Stocken kommen zu lassen —“

„Das wäre nun grade jetzt nicht mehr zu besorgen,“ entgegnete Stein. „Meine Arbeiter haben heute Mann für Mann die Arbeit wieder aufgenommen —“

„Hm,“ machte der Rechtsanwalt. „Sie haben also die Lohnreduktion zurückgenommen!“

„Die Arbeiter haben mir durch eine Deputation erklären lassen, Sie seien bereit, die reduzirten Löhne für die Zeit, in denen sich das Geschäft in Schwierigkeiten befände, sich gefallen zu lassen.“

„Hm — merkwürdig, recht merkwürdig,“ brummte der Rechtsanwalt etwas verdrießlich, „da werden Sie wohl versuchen, den Kampf, der meiner Ansicht nach allerdings trozalledem ein aussichtsloser bleiben wird, allein weiter zu führen?“

Franz Stein schüttelte herb lächelnd den Kopf.

„Herr Rechtsanwalt, — was ich gesagt, bleibt bestehen. Sie können mein Etablissement auch heute und trotz der indessen von mir erzielten günstigen Wendung der Dinge zu demselben Preise haben. Ich bin eben dabei die Bilanz aufzustellen, —

Sie können Sich aus den Büchern selbst überzeugen, wie es hier steht.“

Den Rechtsanwalt befriedigte diese Erklärung augenscheinlich ganz ungemein. Er begann sofort sich mit den Büchern zu beschäftigen, während Franz Stein in seiner Arbeit fortfuhr.

Zwischenhinein tauschten die beiden Männer Bemerkungen aus bezüglich der Bedingungen des Verkaufs.

Die Bedingung Stein's bezüglich der Beibehaltung der alten Löhne für die Dauer des ersten Jahres vom Tage der Uebernahme an gerechnet, wollte Herrn Born garnicht behagen.

Aber da Franz Stein erklärte, daß er von der Fortsetzung der Verhandlungen Abstand nehmen würde, wenn der Rechtsanwalt darauf nicht eingehen könnte, vielmehr wollte, so fügte sich dieser, — freilich nicht ohne allerlei Ausflucht versucht zu haben.

Zuerst bot er einen um 20 000 Mark höheren Kaufpreis, falls Stein ihm nicht in so fataler Weise die Hände binden wolle, wie er sich ausdrückte, dann, als dieses Angebot kurz und entschieden zurückgewiesen war, meinte er leichtthin und anscheinend ganz harmlos:

„Nun meinethwegen, so mag denn diese etwas sonderbare Bedingung für die bisherigen Arbeiter der Fabrik bewilligt sein.“

Aber Franz Stein erkannte sofort, weshalb der schlaue Jurist den bisherigen Arbeitern gegenüber die verlangte Konzession machen wolle, — unzweifelhaft um von den bisherigen so bald und so viel als möglich zu entlassen und auch schon im ersten Jahre neue Arbeiter mit geringerem Lohne zu engagieren. Er verlegte ihm daher sofort auch diesen Weg, der für ihn unangenehm lautenden Verkaufsbedingung, welche jedoch durch den lächerlich geringen Verkaufspreis mehr als genügend gerechtfertigt ward, ledig zu werden, indem er darauf bestand, daß für die bedungene Zeit die höheren Lohnsätze auch für die etwa neu angenommenen Arbeiter gelten sollten.

Brummend gab der Rechtsanwalt nach, — das Geschäft war zu gut und kam ihm viel zu gelegen, als daß er Lust gehabt hätte, es leichtsinnig fallen zu lassen.

Die Einigung über die Frage des Arbeitslohns war eben erzielt worden, als Franz Stein ein Eilbrief überreicht wurde.

Stein schaute nach der Handschrift der Adresse — diese zeigte die Züge Willibald Davids.

Der Umstand, daß es ein Eilbrief war, veranlaßte ihn den Rechtsanwalt um Entschuldigung zu bitten, wenn er das Schreiben sofort erbrähe.

Herr Born bat sehr höflich, sich ja nicht stören zu lassen.

Stein öffnete und warf einen raschen Anblick auf die Aenrede des Briefes. Dieselbe überraschte ihn sehr und fesselte sofort seine ganze Aufmerksamkeit. So warm, ja herzlich hatte David weder je geschrieben noch gesprochen, — soviel ihm erinnerlich war.

David schrieb:

„Lieber, einziger Freund.

Sie, Stein, sind der einzige Mensch, den ich in meinem Leben achten und fast lieben gelernt habe. Sie allein sind es

daher, dem ich ein „Lebewohl!“ zurufe in dem Momente, in welchem ich mich endlich ernstlich anschide, aus dem schwachvoll elenden Leben zu scheiden.

Wenn Sie diese Zeilen lesen, ist deren Schreiber bereits stumm geworden für immer — ihm selbst zu Nutz und Glück, keinem Menschen in der Welt zu Schaden und Leid.

Ich habe eine günstige Gelegenheit benützt, indem ich den Mann, der Sie, Freund, schmähslich beschimpft hat, zwang, mir die Mühe des Selbstmords abzunehmen. Dabei habe ich Sie an dem jungen Loren schwer gerächt, — ohne ihn mit dem Tode zu strafen, wie es mir ein leichtes gewesen wäre. Ich wußte, daß das mit Ihren menschenfreundlichen, für meine Lebensanschauung und Menschenachtung zu menschenfreundlichen, Gesinnungen in allzuschroffem Widerspruche gestanden hätte; — so beschloß ich denn ihn zu verwunden, möglichst schwer, ohne nach meiner sachkundigen Ueberzeugung sein Leben zu gefährden. Wenn mich meine Erfahrung nicht täuscht, wird er zwar genesen, aber seinen rechten Arm, denselben mit dem er auf Sie wies, als er Sie öffentlich beleidigte, und mit dem er das Pistol losdrückt, das meinem Leben ein Ende macht, fortan nie mehr als einen gesunden gebrauchten können.

Wenige Stunden vor mir wird Esfriede Specht von dem Leben Abschied genommen haben. Ich war ihr erster Geliebter. Soweit sie überhaupt zu lieben verstand, hat sie mich geliebt, — soweit was bei ihr zu genießen und zu besitzen eines Mannes nicht unwürdig war, habe ich allein besessen und genossen. Sie schwor mir einst, daß sie bis an ihr Lebensende lieber mit mir sterben, als mit einem andern leben wolle.

Dieser Schwur ist der einzige, welchen sie hält, von den tausend Schwüren, die sie geschworen.

Wenn die Glocke heute Nacht vier Uhr schlägt, wird ihr derselbe Salonrevolver den Tod gebracht haben, der in jener Komödie mit Ihnen das Hauptrequisit darstellte.

Sie sendet Ihnen ihre letzten Grüße. Sie werden dieselben nicht verächtlich aufnehmen, denn in der Erkenntnis der Schmach des Lebens geht sie freiwillig und mutig in das Nichts, und sie geht mit mir.

Die Ehre, welche ich usurpire, die Ehre als Vertreter Ihrer und der Sache eines Freundes zu sterben, gleiche ich aus durch die Schande, mit einem Weibe, wie sie, in dasselbe Grab zu sinken, — so sterbe ich, wie ich gelebt, — mit der Tragödie geht das Satyrspiel Hand in Hand.

Und nun genug von den Toten.

Ihnen bin ich noch Aufklärung schuldig, wie Ihnen das Rencontre mit Frank zustehen konnte.

Sehr simpel: Ernst Hasler ist der Leibjuch Franks; Frank hat in einem Anfälle überromantischer, unverschämter, knabenhafter Ritterlichkeit sich nicht nur als Schirmherr seines Juchses, sondern auch als Beschützer von dessen Schwester gefühlt und geglaubt, diese vor einem Manne retten zu müssen, den er selbst in den Armen Esfriedens ertappt zu haben wähnte.

Daß Sie es ausschließlich in Geschäftsangelegenheiten, die Ihnen äußerst widerwärtig waren, mit deren Vater zu tun hatten; daß sie zum Opfer der sinnlichen Begehrlichkeit einer Hetäre erkoren waren, die kein Mittel scheute, auch nicht die Komödie eines Selbstmordversuches; daß alle Mittel dieser Meisterin der Verführung grade in dem Augenblicke an dem Fels Ihres Charakters gescheitert waren, in welchem Frank sie durch die von der Jose geöffnete Thür mit jener zusammensah, — das konnte Frank nicht, das konnte niemand, außer Ihnen und Esfriede, wissen, das hätte aber jeder einigermaßen scharfsinnige und nicht übelmeinende Mensch wenigstens für möglich halten sollen.

Bersuchen Sie, daß ich Sie noch beim Scheiden mit derlei Geschwätz belästige, — aber dieser letzte Teil des Briefes und der, welcher die Ursache meines Todes und der Verwundung Frank darlegt, ist nicht allein für sie bestimmt, — eine Abschrift davon ist zu Strafe und Lehre Frank und seinen Freunden überreicht.

Und nun, Freund, auf Nimmerwiederssehen, aber auf ein freundschaftliches Gedenken, ich hoffe und wünsche solange, bis auch

ihr edles Herz den letzten Schlag tut. — Sie mit Ihrem Lieb — seien Sie immer so glücklich im Leben, wie nur wenige Stunden es angesichts des nahen sichern Todes war

Ihr

Willibald David.

Franz Stein hatte es die größte Anstrengung gekostet, bis zu Ende zu lesen. Tiefste Blässe hatte sich über sein Antlitz gebreitet und seine starke Hand zitterte leise.

Dem Rechtsanwalt entging seine Bewegung nicht, — mit größter Spannung beobachtete er ihn.

Stein ließ den Brief sinken:

„Der Tod eines Freundes — —“

Er vermochte die Worte kaum über die Lippen zu bringen.

Zu diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, — zögernd, gleichfalls furchtbar erregt erschien eine Mädchengestalt in Reisekleidung auf der Schwelle.

„Franz — —“ sagte das Mädchen, — „Franz,“ und blieb stehen an der Thür, sich an dem Türgriff haltend.

Franz Stein fuhr auf.

„Endlich,“ rief er. „Endlich — Frieda — nun ist doch alles gut.“

Er ging hastig auf sie zu — ergriff sie bei der Hand und führte sie zu einem Sopha, das von den Pulken, an denen er mit dem Rechtsanwalt geessen, soweit entfernt war, als es die Räumlichkeit nur zuließ.

Dann reichte er ihr den Brief Davids, den er noch immer in der Hand gehalten.

„Lies, Frieda, lies diese Stelle hier — damit alles klar sei zwischen uns.“

Frieda gehorchte, — sie las, — ihre Augen öffneten sich weit und entsetzt, dann entstürzten ihnen heiße Tränen und sie sank dem geliebten Manne zu Füßen, ehe er sie noch halten konnte.

„Franz — einzig — heißgeliebter Mann — vergib der Kleingläubigen.“

Er hob sie auf und zog sie an seine Brust — — — —

Der Rechtsanwalt Born hatte anfänglich sehr verwundert dem, was sich vor seinen Augen vollzog, zugeschaut. Dann, als er die übermächtige Bewegung der beiden Menschen da vor ihm wahrnahm, die sie alles um sich her vergessen ließ, — da war er geräuschlos aufgestanden und hatte sich entfernt.

Sein Gemüt hatte längst verlernt, so überzuschäumen — in Leid wie in Lust, — aber er war vielzusehr Weltmann, um nicht solchem Seelensturm, wo er ihn bei anderen traf, diskret und achtungsvoll aus dem Wege zu gehen.

„Sonderbar — was mag da vorgefallen sein?“ brummte er in seinen weißen Bart. „Hätte das diesem Stein garnicht zugetraut. Nun in solchem Gefühlsturme werden ihm seine geschäftlichen Verhältnisse erst recht zuwider sein, — also lassen wir ihn vorläufig.“

Er suchte Steins alten Diener auf und ließ sich höchst ungenirt von diesem in einem abgelegenen Parterrezimmer ein Frühstück und eine Flasche Wein serviren. Herrn Stein stände er jeden Augenblick zur Disposition, sagte er.

* * *

Daß Frieda Hasler und Franz Stein einig wurden, ganz einig — und sich nicht wieder trennten, davon brauchten wir unsern Lesern wohl nicht erst zu berichten.

Stein beschleunigte den Verkauf seiner Fabrik auf das äußerste.

Er behielt von seinem noch vor kurzem so beträchtlichen Vermögen knapp soviel übrig, daß er mit Frieda, mit der er sich einen Monat, nach dem sie sich wieder gefunden, in B. vermählte, von den Zinserträgen ein bescheidenes Leben führen konnte.

Dennoch war sein Streben garnicht darauf gerichtet, Geld zu verdienen. Er studirte eifrig, insbesondere Naturwissenschaften, um sich als Dozent an der Universität der Provinzialhaupt- und Universitätsstadt B. mit Ehren habilitiren zu können.

Und so gelang es Franz Stein, auf die Kämpfe, in welche

er verwickelt worden war durch seinen Versuch, auf dem Gebiete der Industrie eine für sich segensreiche und der Allgemeinheit nützliche Existenz zu erobern, eine verhältnismäßig friedensvolle Tätigkeit folgen zu lassen, die ihn im Verein mit dem stillen beglückenden Walten seiner Frieda zur lichten Höhe eines bescheidenen, aber darum nicht minder wohlthuenden Glückes erhob.

Der Selbstmord der stadtbekanntem Elfriede Specht machte in B. riesiges Aufsehen, das noch wuchs, als sich allerlei mehr oder minder bestimmte Gerüchte verbreiteten, daß dieser Sensationsfall mit einem Duell in Verbindung stände, in welchem der auch in weiten Kreisen bekannte Student von Frank wider den noch bekannteren Roué Willi David gestanden hatte und das einen so verhängnisvollen Ausgang gehabt.

David tot — Guido von Frank schwer verwundet. Beide Vorfälle und ihre geheimnisvollen Beziehungen zu einander bildeten wochenlang das meistberührte Gesprächsthema in den Kreisen der sogenannten besseren Gesellschaft.

Wie jener Selbstmord mit dem Duell eigentlich in Verbindung stand, darüber wurde man nicht recht klar, — die Verbindungsbrüder Franks, welche darüber befriedigende Auskunft hätten geben können, hatten sich gegenseitig auf Ehrenwort verpflichtet, darüber zu schweigen, und Herr Specht, von dem die Welt Aufklärung erwartete, verschwand wenige Tage nach dem Tode seiner Tochter mit Hinterlassung einer sehr bedeutenden Schuldenlast.

Auch Herr Gabriel Häppler war einige Zeit in B. nicht zu sehen, mehr als ein Vierteljahr lang. Die Kunde von dem Tode seiner Elfriede, die Gewißheit, daß sie selbst an sich Hand gelegt und ihm auch nicht einmal den geringsten Liebesbeweis, den kühnsten Abschiedsgruß hinterlassen hatte, machte ihn fast verrückt, nachdem ihn die vielfachen Aufregungen der letzten Zeit ohnehin schon in eine sehr bedenkliche Gemütsverfassung gebracht hatten.

Sein besorgter Vater brachte ihn darum flugs in eine kleine, weltabgelegene Stadt, wo er sich langsam erholte.

Auch Guido von Frank gesundete allmählich. Doch blieb sein rechter Arm zeitweilig halb gelähmt. Sein ohnehin ernstes Wesen ward durch das Duell, bei dem er unfreiwillig eine Hentzerrolle gespielt hatte, und die Ueberzeugung, daß er sich durch sein Vorgehen gegen Stein einer argen Uebereilung schuldig gemacht habe, auf längere Zeit merklich verdüstert.

Doch im Umgange mit Stein, den er, sobald er sein Zimmer verlassen durfte, persönlich aufgesucht und um Verzeihung gebeten hatte, und mit Steins liebevoller und liebenswürdiger Gattin gelang es ihm nach und nach, die niederdrückende Verstimmung und Verbitterung zu überwinden.

Ernst Häppler wurde ein tüchtiger, freisinniger Jurist. Bezüglich seines Schwagers besetzte ihn eine an Verehrung grenzende Hochachtung, die jene Bewunderung fast noch übertraf, welche er als Juchs vor seinem Leibalten Thor empfunden hatte.

Gottsched, Göthe, Lessing.

Ein Stück Kulturgeschichte.

(1. Fortsetzung.)

Um die Tätigkeit und die Bedeutung der drei Männer, von denen die „Neue Welt“ ihren Lesern die Porträts vorführt, auch nur annähernd richtig beurteilen zu können, muß man mit der Zeit, in der sie lebten, mit den politischen Zuständen der Staaten, der Gesittung und den geistigen Fähigkeiten und Bestrebungen der Fürsten und Völker, des Adels und der Gelehrten in Deutschland während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vertraut sein.

Im 17. Jahrhundert war Deutschland auf die denkbar tiefste Stufe moralischen und materiellen Verfalls hinabgesunken.

Der grauenhafte dreißigjährige Krieg hatte millionen Menschen geschlachtet und vernichtet, Städte und Dörfer zu hunderten und tausenden geplündert, niedergebrannt, dem Erdboden gleichgemacht, überall den Wohlstand erbarmungslos niedergemetzen, die Plünderer im Heere fast alle und von den Geplünderten in Stadt und Land außerordentlich viele zu Strolchen, Gauern und Räubern gemacht, die auch nach dem Friedensschlusse für jedes gemeinen Nutzen bringende solide Leben, jedes ehrliche Handwerk rettungslos verloren waren.

Für das deutsche Volk jedoch war der entsetzliche Krieg nicht das schlimmste, folgenschwerste Unheil, — von seinen Schrecken, seinen Verwüstungen an Gut und Leben hätte es sich — unverwundlich lebenskräftig wie Völker zu sein pflegen — verhältnismäßig rasch genug erholt; aber der westphälische Friede war ein noch größeres Unglück als der dreißigjährige Krieg.

Der Friede machte die Reichsfürsten vom größten bis zum kleinsten souverain. Er streute damit die Saat zu unaufhörlicher Zwietracht zwischen ihnen, gewährte den fürstlichen Herren die Möglichkeit, mit den Bürgern und Bauern nach Willkür zu verfahren, stachelte sie an, in Luxus, Völlerei und Verschwendung jeder Art mit einander und mit den Beherrschern der reichsten und größten Länder, insbesondere den Meistern im Geldtotschlagen, den französischen Königen, zu wetten, gab somit dem Elend, das der Krieg über Deutschland gebracht hatte, eine mehr als anderthalb Jahrhundert andauernde „gesetzliche“, „verfassungsmäßige“ Grundlage.

An den Fürstenhöfen schwelgte und scherwenzte der hohe

und reiche Adel, er prunkte und prahlte ausschließlich nach französischem Muster und mit französischem Wesen. Das deutsche Volk und die deutsche Sprache wurde derart verachtet und mit Füßen getreten, daß als für alle deutschen Höfe geltend betrachtet werden kann, was Voltaire im Jahre 1750 aus Potsdam an einen Freund schrieb: „Ich befinde mich hier in Frankreich. Man spricht nur unsere Sprache. Das Deutsche ist nur für die Soldaten und die Pferde, man hat es nur auf der Reise nötig.“

Dabei war die französische Bildung nur ein Firniß, unter dem an allen Ecken und Enden kolossale Rohheit, widerwärtigste Gemeinheit zutage trat.

Man kann in einem Blatte, wie die „Neue Welt“ unmöglich ausdrücken, man kann vor anständigen Menschen gegenwärtiger Zeit nicht beschreiben, wie es an den deutschen Höfen zugeht vor noch nicht 200 Jahren.

Die jederzeit mit hunderten von Belegen zu erweisende Verschwendung wird genügen, daß es in den öffentlichen Häusern unserer Zeit unzweifelhaft sittsamer und nüchternere zugeht, als in den Palästen und Schlössern von dazumal, und daß der verschwenderischste Monarch des 19. Jahrhunderts ein Muster an Sparsamkeit genannt zu werden verdient gegenüber der ungeheuren Mehrzahl der Fürsten und Herren jener Epoche des Unglücks.

Natürlich fand man das Geld zu solchem Schandleben nicht auf den Straßen, und Städter wie Landleute mochten arbeiten und frohnden Tag und Nacht, — aus ihnen konnte, ohne daß sie selbst zugrunde gingen, nicht genügend an Geld und Geldeswert herausgeschunden werden.

So richtete man sie denn ganz ungenirt zugrunde, nahm den Untertanen selbst das letzte ab von ihrer Habe, wenn man es brauchte, ohne jeden Titel Rechtsens, verkaufte sie im Nothfall auch, wie Vieh, an den meistbietenden unter den Fürsten der nichtdeutschen Länder, daß sie in dessen Diensten auf den Feldern der „Ehre“ auf fremder Erde, oft in andrem Welttheile hinge- schlachtet würden.

Der Schacher mit Menschenfleisch, wie ihn weltliche und geistliche Fürsten trieben, ist ja bekannt genug! Wie man aber

sonst auch mit der Habe und der Person der Untertanen in Deutschland umging, mögen ein paar Beispiele zeigen aus dem öffentlichen Leben desjenigen Staates in Deutschland, dessen Regierer noch zu den besten ihrer Zeit gehörten.

Als im Jahre 1706 der Kronprinz von Preußen, der nachmalige König Friedrich Wilhelm I. mit der Tochter Georg I., des Königs von England und Kurfürsten von Hannover, vermählt wurde, hielt die Braut mit 40 Karossen und Kutschen, 12 kurfürstlichen Rüstwagen und 65 Bauerwagen ihren Einzug. Dazu brauchte man nicht weniger als 520 Pferde und diese mußten auf den Poststationen von der Bevölkerung gestellt werden. Von Berlin aus wurde dem Brautzuge ein Teil des Hofstaats entgegengeschickt, der seinerseits fünfzig Wagen und 350 Pferde in Anspruch nahm, sodaß die Bewohner der Gegenden nicht weniger als 870 Pferde zu stellen hatten.

Bei solch' einer feierlichen Gelegenheit wollten die hohen Herrschaften nicht bloß fahren, sie wollten ganz hauptsächlich auch in Speise und Getränk sich über die Maßen gütlich tun.

Item mußten Bürger und Bauern noch weiter herhalten. Die Neumark hatte allein 640 Kälber, 1700 einheimische Hühner, 1102 wälsche Hühner, 650 Gänse, 1000 Enten, 1000 Paar Tauben und 120 Schock Eier zu liefern. 100 Stück fette Ochsen durfte die Provinz Preußen beitragen, und die übrigen Provinzen kamen auch nicht zu kurz bei diesem riesigen Ueberlaß an dem Hab und Gut der glücklichen Untertanen.

Für den Hof hatte diese Verprobantierung nichts lästiges, denn bezahlt wurde bei solchem Einkauf nicht ein Heller Geld, höchstens Stockprügel wurden ausgeteilt.

Gemurt durfte selbstverständlich über diese bedenkliche Manier der Untertanenbeglückung nicht werden, wenigstens nicht laut, noch weniger durfte etwas darüber geschrieben oder gedruckt werden. Preßprozesse oder gerichtliche Verfolgungen wegen Schmähung von Staatseinrichtungen oder Anordnungen der

Obrigkeit gab es allerdings wenige, dafür wurden alle, die ihr etwaiges Mißvergnügen merken ließen, ohne Ceremonien auf Festungen und in Zuchthäuser gesteckt, geprügelt, mit der Tortur belegt oder dem Henker überantwortet.

Zeitungen gab es zwar, aber sie durften auch nicht ein der Regierung nur im entferntesten mißliebiges Wort drucken und taten am besten, wenn sie über innere Angelegenheiten schwiegen wie das Grab, so daß z. B. Berliner, die wissen wollten, was in Potsdam oder andern Städten der Marken etwa interessantes geschah, heimlich holländische Zeitungen bezogen.

Wie mit der Freiheit zu reden oder zu schreiben, so stand es mit der Freiheit überhaupt.

Begegnete z. B. Friedrich Wilhelm I. irgendwem auf der Straße, wo er sehr viel öfter zu sehen war, als seinen getreuen Untertanen lieb war, und hatte die betreffende Person ein Kleidungsstück auf dem Leibe, das aus irgend einem Grunde Sr. Majestät nicht gefiel, so konnte sie, gleichviel ob Mann oder Frau, Greis oder Kind, Handwerksgefelle oder Professor auf eine gehörige Tracht Prügel rechnen, die das Staatsoberhaupt ohne Verzug höchst selbst zu verabreichen geruhte.

Bemerkte Friedrich Wilhelm I. jemanden, der sich solchen wohlgemeinten Züchtigungen durch Ausreißen, wo sich der König bliden ließ, entziehen wollte, so ließ er ihn einsperren, und nun setzte es die Hiebe wegen des Ausreisens, wenn auch sonst nichts Mißfälliges an dem Menschen erfunden werden konnte.

Die Bauvut dieses Königs ist weltbekannt. Gleichviel ob jemand bauen wollte oder nicht, er mußte, wenn es der König befahl, ob er all' sein Vermögen verbaute und an den Bettelstab kam, war gleichgültig.

(Schluß folgt.)

Untergang des Nordpolfahrers Jeannette. (Schluß.) Die Lage der „Bega“ war indes nicht so gefährlich, als man anfänglich sich vorgestellt hatte. Sie hatte am 28. September die Koltuschinbucht in 67° 6' nördl. Br. und 173° 30' östl. L. erreicht. Wäre man hier einige Tage früher eingetroffen, so hätte man die Beringstraße erreicht. Die See war ruhig und verhältnismäßig frei von Eis. Aber die folgende Nacht änderte die Lage. Die herumschwimmenden Eisberge trieben gegen den Strand und wurden sofort durch neu sich bildende Eisbänke aneinander gefettet, so daß das Schiff bei Tagesanbruch eingefroren war und die Besatzung sich zur Ueberwinterung einrichten mußte. Wegen die See hin erstreckte sich das Eis 32 km, während das Festland nur etwa 2½ km entfernt lag. So mußten denn die Mitglieder der Expedition bald von allen Versuchen, weiter vorwärts zu dringen, absehen. Drei Tage später konnte man auf neugebildetem Eise an's Land gehen. „Am Lande, schrieb u. a. Nordenfjöld, haben wir ein Haus von Eis gebaut, welches zum magnetischen Observatorium auszuweisen ist.“ Schon von Schelagskoi ab war die Küste dicht mit Tschuttschen-Dörfern, aus 5—17 Zelten bestehend, besetzt. Die Eingebornen traten sehr bald zu den Seefahrern in recht freundliche Beziehungen. Den Gelehrten war den langen Winter über dieses Polarvolk zu studiren reichlich Gelegenheit geboten. Ueber den Verlauf des Winters schreibt Nordenfjöld: „Der Weihnachtsabend wurde in unserem Zwischendeck, welches mit Signalen und passenden Nationalflaggen decorirt war, gefeiert. Der Weihnachtsbaum, aus zusammengebundenen Weidenzweigen bestehend, war reich mit kleinen Flaggen, Lichtern, Papierstreifen und nicht weniger als 192 Weihnachtsgeschenken ausgestattet. Um 6 Uhr nachmittags versammelten wir uns um den Baum und lösten um die Geschenke, von welchen jeder Person 6 zufielen. Bei einem folgenden frugalen Abendessen hatten Frohsinn und Heiterkeit in einer Weise die Herrschaft, daß man keine Ahnung davon hatte, daß draußen die Kälte auf — 35° C. gestiegen war. Das neue Jahr wurde durch Salutsschüsse und Feuerwerk gefeiert.“ — Die Geduld der Polarsforscher sollte aber auf eine längere Probe gestellt werden, als Nordenfjöld angenommen hatte. Erst gegen Mittag des 18. Juli 1879 erfolgte unter donnerähnlichem Krachen ein allgemeines Aufbrechen des Eises und um 4 Uhr Abends befand sich die „Bega“ nach einer Ruhe von 294 Tagen zum erstenmal wieder unter Dampf. Am 20. Juli schiffen die glücklich erlösten Nordostfahrer am Diskap vorbei, mit noch 80 Tonnen Kohlen an Bord. Von da besuchten sie Port-Clarence an der amerikanischen

Küste, hierauf die Laurentiusbai und die Insel dieses Namens, die Konyambai an der asiatischen Küste und endlich die Beringinseln auf der Höhe der Küste von Kamtschatka befaß wissenschaftlicher Forschungen im Gebiete der Zoologie und Botanik. Von da wurde direkt nach Japan gesteuert. Endlich am 2. September wurde dem kühnen, vor keinen Mühen und Gefahren zurückschredenden Nordenfjöld die Freude und der Ruhm zuteil, mit seiner „Bega“ und den treuen Gefährten im Hafen von Yokohama einzulaufen, freudig begrüßt von den zahlreich vor Anker liegenden Schiffen der verschiedenen Nationen. Während der ganzen vierzehnonatlichen Reise hatte, mit Ausnahme von 2 Tagen, vollständige Gesundheit am Bord geherrscht; keine Spur von Storbüt, dem gefürchteten Feinde der Polarregionen. Am 19. Oktober 1879 verließ die „Bega“ den Hafen von Yokohama und trat die Heimfahrt an. Sie berührte Singapur und Ceylon, um durch den Suezkanal nach Europa zurückzukehren, wodurch die erste Umschiffung der alten Welt vollbracht war. Ueberall, wo auf dieser Rückfahrt die „Bega“ anlief, waren Nordenfjöld und die Mitglieder der von ihm geführten Expedition die Löwen des Tages, welche auf alle erdenkliche Weise gefeiert wurden. Glänzend war besonders Nordenfjöld's Empfang in Italien, prunkvoll in Paris und in Kopenhagen lief die „Bega“, von 9 Dampfschiffen begleitet, unter Salutsschüssen ein und die Einwohner wetteiferten miteinander in würdiger Feier der tapferen Schaar. Aber die begeisterten Ovationen harrten der Reisenden im eigenen Vaterlande.

Ein ganz anderes Schicksal hatte die Expedition der „Jeannette“, welche, wie bereits bemerkt, von Mr. Bennet ausgesendet worden war, um der „Bega“ zu Hilfe zu kommen. Das schöne Schiff war ein Schraubendampfer von 240 Tonnen Größe, mit drei Masten, einer Maschine von 200 Pferdekraften und einem Rumpf aus englischer Eiche von außergewöhnlicher Stärke, da derselbe aus 3 wasserdichten Abteilungen bestand. Die Länge betrug 175—180, die Breite 26—28 und der Tiefgang 1½ Fuß. Das auf 3 Jahre vortrefflich mit Proviant versehene, mit einem Kostenaufwand von über 300 000 Dollar ausgerüstete Schiff des hochherzigen Besitzers des amerikanischen Weltblattes, der schon früher auf seine Kosten Livingstone suchte und Stanley wiederholt quer durch Afrika ziehen ließ, verließ den Hafen von San Francisco am 8. Juli 1879, befehligt von Lieutenant De Long, unter dem Kanonendonner der Kriegsschiffe und Batterien. In ihrem Gefolge befand sich das Kriegsschiff „Alaska“, welches auf Befehl der Regierung die „Jeannette“ bis zur Beringstraße zu begleiten, das zerlegbare Ded-

haus, sowie weitere 60 Tonnen Kohlen und 20 Tonnen Vorräte an Bord zu nehmen und auf der Aleuteninsel St. Michel eine Hilfsstation zum event. Gebrauch der Expedition zu errichten hatte. Am 2. August traf dieselbe vor Uliuk, dem Hafen der Aleuteninsel Unalaska, ein, steuerte am 6. nach der Handelsstation St. Michel an der Mündung des Yukonstromes, wo Eskimohunde, Schlitten und Boote an Bord genommen wurden und traf am 25. August in der St. Lorenzbai südlich vom Ostap ein, wo De Long das glückliche Entkommen der „Bega“ erfuhr. Nachdem das Schiff neuen Kohlenvorrat eingenommen, fuhr es am 27. weiter, um durch die Beringstraße nach Kap Serdze-Kamen zu gehen und dort oder an der Küste des noch nie von Weißen betretenen Wrangellandes Winterquartier zu beziehen und nach Aufgehen des Eises im Sommer 1880 einen Vorstoß nach dem Norden zu nehmen. Sie wurde zuletzt, nordwärts dampfend, jenseits der Beringstraße, etwa auf dem 75. Breitengrad gesehen. Seitdem hatte man keine Nachricht von ihr, das Schlimmste wurde befürchtet und war auch eingetroffen. Nach sechzehn Monate langen Entbehrungen, Strapazen und Gefahren landeten Ende Juni 1881 drei ihrer Boote vereinzelt mit einem Teile der Mannschaft in sehr traurigem Zustand an der östlichen Seite der Lenamündungen. Die „Jeannette“ war am 23. Juni 1881 in 77° 15' nördl. B. und 157° östl. L. nordöstlich von den neusibirischen Inseln von Eismassen eingeschlossen und zerdrückt worden. In zwei Kuttern und einem Wallfischboot verließ die Mannschaft das Schiff, wendete sich der sibirischen Küste zu und hatte, teilweise mit Hilfe von Schlitten, eine erträgliche Reise bis ungefähr 50 Meilen nordwestlich von Lenadelta, wo die Fahrzeuge durch Stürme und Nebel von einander getrennt wurden. Alle 31 Mann waren noch am Leben, als das Schiff verlassen wurde. Einem Bericht eines Schiffbrüchigen entnehmen wir folgende Stelle: „Die „Jeannette“ war zwischen zwei Eisschollen gepreßt; von fünf Rettungsbooten kamen nur drei an bewohntes Land; die mittlere Temperatur war 40° unter Null. Die Besatzung baute ein Eishaus, in welchem einige Fässer, zwei Defen und sechs Konserventöpfe untergebracht wurden. In diesem Hause froren wir 40 bange, lange Wochen, das Gesicht gegen die Defen gedrückt, mit eisstarrer Bart, vom Sforbut befallen, aber stets standhaft und entschlossen. So verbrachten wir den Winter von 1880 bis Ende Mai 1881. Das Thermometer fiel auf 52 Grad. Unsere Behausung verschwand unter 14 Fuß tiefem Schnee; heftige Winde in Begleitung von schneidendem Hagel zwangen uns, bei Todesgefahr, Tag und Nacht das Feuer mit Kohlen und Seehundstran in den Defen zu nähren, um einige Wärme zu unterhalten. Gegen Mitte des Januar sprach uns eine Karavane von Eskimos um einige getrocknete Fische und um Branntwein an. Wir gaben ihnen noch etwas Tabak und sie dankte uns dafür mit Freudentränen. Ihr Oberhaupt, ein gebrechlicher Greis, erzählte uns, daß er im vorigen Monat seine Frau und seine zwei Söhne gegessen habe, weil ihnen jede andere Nahrung fehlte.“

Als Charakteristikum für russische Zustände darf nicht übergangen werden, daß der erste Hilfsruf der Schiffbrüchigen erst nach 2½ Monaten in der russischen Hauptstadt eintraf, aus keinem anderen Grunde, als weil das aufgegebenes Telegramm, das von den Aufgebern nicht bezahlt werden konnte, amtlicherseits abzusenden verweigert wurde. Die richtige Depesche konnte daher nur als Brief abgefordert werden, welcher den langen und langsamen Weg zu machen hatte!!

Nach den neuesten Nachrichten waren Lieutenant Dannenhauer, der Matrose Cole und der Naturforscher Newcomb Ende April in traurigem Zustande in Moskau angelangt. Der erstere hat das linke Auge eingebüßt und auch das rechte schwebt in Gefahr. Cole ist in stillen Wahnsinn verfallen, Newcomb dagegen soll sich ziemlich wohl befinden. Im Ganzen sollen von der Mannschaft nicht mehr als 13 Personen gerettet sein. So tragisch endete die Jeannette-Expedition, diese Odysee des neunzehnten Jahrhunderts.

Ueber das Schicksal der 6 Deutschen, welche sich unter der Mannschaft der „Jeannette“ befanden, steht nach den letzten Nachforschungen folgendes fest: Gerettet sind nur zwei: der Schiffszimmermann Wilhelm Windermann, 31 Jahre, aus Gising auf Rügen und Georg Lauterbach, Maschinist, 34 Jahre aus Utterbach bei Kassel. Ersterer erreichte in Kapitän De Longs Boot das Festland, wurde aber noch Hilfe vorausgeschickt und entging so dem schrecklichen Schicksale dieser Abteilung. Letzterer wurde mit seinen Begleitern in dem Wallfischboote gerettet. Umgekommen sind die Matrosen Heinrich Hansen Knack, 23 Jahre alt, aus Nordfriesland und Wolf Dreßler, 24 Jahre alt, welche beide mit ihrem Befehlshaber an der Lenamündung dem Hunger und den Schrecknissen eines nordfibrischen Winters (Oktober 1881) erlegen sind.erner Eduard Stern, 30 Jahre, aus Hamburg und Albert Georg Kühne, 23 Jahre, aus Preußen, welche während des Sturmes am 12. September 1881 mit Lieutenant Chippis Boot untergegangen sind.

St.

Reise um die Welt. (Illustration s. Seite 541.) „Hat der alte Hexenmeister sich doch einmal wegbegeben“ dachte sie als klassisch gebildete Kaze eines großen Gelehrten und sie erlaubte ihren 5 hoffnungsvollen Spröhlingsen, mit denen sie auf den Altar der Wissenschaft, auf den Schreibeisch, gellert ist, die Abwesenheit des Herrn zu Nuze zu machen und ihrem angeborenen Hang zum Allotriatreiben zu folgen, während sie selbst mit philosophischer Würde auf einem Solianten Platz genommen hat, ihr liebendes Mutterherz erfreuend an dem anmutigen Spiel der holden Nachkommenschaft. Und diese macht von der Erlaubnis der Frau Mama ausgiebigen Gebrauch. Die Energie, mit der sich das Käzchen im Vordergrund auf den Zirkel geworfen hat, die Denfermine, womit es über den Gebrauch des seltsamen Instruments nachzusinnen scheint, läßt ein Maslulinum, einen angehenden Katerjüngling in ihm vermuten. Ihm ist eines seiner Geschwister auf den Rücken gesprungen, gewiß nicht in feindseliger Absicht, sondern mit aus Färllichkeit und Neugier gemischten Gefühlen. Das in der Nachbarschaft des Zirkels befindliche Handwerkzeug der Gelehrsamkeit wird wohl auch bald daran kommen. Wenn die mutwilligen Geschwänzten nur nicht das Intentsiösa umwerfen und die auf dem Manuskript verförperten Ergebnisse der Forschung in einem Strom schwarzer Tinte ersäufen. Den drei anderen Kagenbabys hat es der Globus angetan. Fest unklammer das jüngste mit seinen Samtpfötchen den Fuß des Gestells, offenbar in der Absicht, seinen beiden Geschwistern zu folgen, die bereits ihre Reise um die Welt angetreten haben und von denen das eine schon bis zum Nordpol des Mikrokosmos vorgedrungen ist. Das andere hat sich behaglich am Aequator niedergelassen, von wo es mit gehobenem Selbstgefühl ob seiner Heldentat zur Mutter herabsieht, deren Blick und Haltung den Mutterstolz veratet, der ihre Kagenjetele schwellt. „Spiele, liebe Uchuld! Noch ist Arkadien um dich, und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb. Spiele! Bald wird die Arbeit kommen, die hagre, die ernste,“ nämlich Mäuse und Ratten zu vertilgen, vorausgesetzt, daß es in den Sternen nicht anders geschrieben steht und die Parze den Lebensfaden der munteren Schaar nicht all zu kurz gesponnen hat, was zu fürchten wir allen Grund haben. Denn wenn der Herr Professor zurückkehrt und den inzwischen getriebenen Unfug an dessen Spuren entdedt, wird er wahrscheinlich kurzen Prozeß machen und die Wisseläter den Weg so vieler junger Käzchen gehen lassen, die in den Fluten ihr nasses Grab fanden, noch bevor die Knospe der Jugend zur vollen Blüte des Kagenaseins sich erschloß. Aber noch ist nicht alles verloren. Vielleicht und hoffentlich fühlt der Professor ein menschliches Mitleid und pardonnirt die armen Sünder. Wie könnte er es auch vor seinem wissenschaftlichen Bewußtsein verantworten, wenn er so inhuman gegen ein Geschöpf verfahren würde, das im Altertum, wenigstens bei manchen Völkern, eine hohe Verehrung genoß. Als Gelehrter kennt er doch gewiß den Herodot, der ca. 430 v. Ch. über den Aeluros, wie er die Kaze nennt, berichtet: „Entsteht in Aegypten irgendwo eine Feuersbrunst, so kümmern sich die Leute nicht um's Feuer, sondern um ihre Kagen. Sie stellen sich um sie herum und halten Wache. Entweicht aber eine Kaze aus dem Kreise und stürzt sich in die Flammen, so kommt über die Aegypter große Trauer. Stirbt eine Kaze von selbst, so scheeren alle Bewohner des Hauses ihre Augenbrauen ab. Die toten Kagen werden in heilige Gemächer geschafft, einbalsamirt und dann in der Stadt Bubastis beigelegt.“ Noch um 30 v. Ch. versichert Diodor von Sizilien: „Wer in Aegypten eine Kaze um's Leben bringt, muß sterben, er mag die Sünde absichtlich begangen haben oder nicht; das Volk rottet sich zusammen und schlägt ihn tot. Einen solchen unglücklichen Kagenmörder, welcher ein Römer war und nicht einmal mit Vorwissen gefündigt hatte, konnte weder der ägyptische König Ptolomäus, noch die Furcht vor Rom vom Tode befreien.“ Sogar der Prophet Muhammed war ein solcher Kagenverehrer, daß er einst, als seine Kaze an einem Zipfel seines Kleides eingeschlagen war, lieber den Zipfel abschmitt, als daß er sie aus ihrem süßen Schlummer weckte, und daß er seinen Freund Abderham nicht besser ehren zu können glaubte, als durch den Namen Abuhareira, d. h. Vater der Kagen. Wenn jemand im Palaste der alten Könige von Wales eine Kaze tötete, so mußte so viel Weizen geliefert werden, als nötig war, um die am Schwanz emporgeschobene Kaze damit zu bedecken. Die alten Schwaben führten in ihrem Banner eine Kaze und der Name Hessen wird von Katte (Kaze) abgeleitet. Respekt also vor den Kagen, „dem kleinen, netten Löwen, dem Tiger im Kleinen, mit dem schöngeformten Tierkopf und dem dichterischen Bogen an der Stirn“ nach Scheitlin; wenn wir auch nicht so weit gehen wollen, wie die 1678 verstorbene Mademoiselle de Luis, welche ihrer Kaze eine Pension vermachte und ihren Erben die Verpflichtung auferlegte, dem Tier jede Woche eine Biste zu machen. Das Gerücht entschied den darüber entstandenen Prozeß zum Besten der Kagenpenzion. St. überhob aber die Erben der Kazenwisse. —

Inhalt: Verschlungene Lebenswege. Roman von Franz Carion. (Fortf.) — Die pariser Salons und die Encyclopädisten. Ein Stück Kulturgeschichte. (Fortf.) — Im Kampf wider alle. Roman von Ferdinand Stiller. (Schluß.) — Gottsched, Göthe, Lessing. Ein Stück Kulturgeschichte. (Fortf.) — Untergang des Nordpolfahrers Jeannette. (Schluß.) — Reise um die Welt. (Mit Illustration.) —

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. Redaktion: Neue Weinsteige 23. — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. G. B. Diez in Stuttgart.